



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Plato

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der gegenwärtige Bestand der Schuld ist gewiß alles andre als gering, aber er flößt niemand Besorgnisse ein, und trotz der Herabsetzung des Zinsfußes der festen Schuld auf $2\frac{1}{2}$ Prozent hält sich der Marktpreis doch ungefähr auf der Höhe der preußischen dreiprozentigen Staatspapiere, hinter denen das ganze große Vermögen des preußischen Staates steht, während das Vermögen des britischen Staates verschwindend gering ist. In etwas mag der verhältnismäßig hohe Preis der Konsols beeinflusst sein durch die in England herrschende Neigung zu Vermögenspflegschaften. Das Gesetz läßt den Pflegern nur eine ziemlich geringe Zahl von Anlagewerten zur Auswahl, unter denen die Staatsschuld selbstverständlich obenan steht. Die starke Nachfrage nach mündelsicherer Anlage wird also Einfluß auf den Marktpreis ausüben; doch bei der großen Masse der Schuld kann er nicht stark sein. In der Hauptsache ruht die Bewertung doch auf dem Vertrauen der Staatsgläubiger auf die Fähigkeit des Staates, seine Verpflichtungen pünktlich erfüllen und die Güter seiner Bürger überall schützen zu können. Die britische Flotte ist die stärkste Stütze des Staatskredits. Nur einmal, 1798, ist der Staatskredit ins Schwanken gekommen, und der Kurs der Konsols bis auf $47\frac{1}{2}$ gefallen; doch die Erkenntnis dessen, was auf dem Spiele stand, half schnell über den gefährlichen Zustand hinweg, die Erfolge zur See stellten das Vertrauen wieder her, und die Regierung konnte in den folgenden Jahren noch Hunderte von Millionen Pfund aufnehmen, ohne einen Zusammenbruch befürchten zu müssen.

(Fortsetzung folgt)



Plato



berflächlich gesehen steht keine Zeit der griechischen Philosophie ferner als unsre realistische. Der Tiefschauende jedoch gewahrt deutlich, daß zwei starke Bänder die beiden aneinander fesseln: das exakte Denken und die Religion. Die unsre heutige Welt beherrschende Technik ruht auf den Naturwissenschaften, und diese würde alles Beobachten und Experimentieren nicht geschaffen haben ohne die in der Schule der Alten erworbne Kunst und Gewohnheit des streng logischen Denkens. Seitdem Wilamowitz-Moellendorf sein Griechisches Lesebuch herausgegeben hat, kann sich jeder ohne großen Zeitaufwand davon überzeugen, wie die Griechen mit ihren philosophischen Denkgewohnheiten die Mathematik, die Astronomie, die Geographie, die Physik begründet haben, und daß die großen Physiker des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts den fallen gelassenen Faden nur wieder aufzunehmen und fortzuspinnen brauchten. Gingen diese Denkgewohnheiten verloren, hörte die logische Schulung auf, so würden die Naturwissenschaften in rohe Empirie versinken und auf der von den großen Forschern erreichten Stufe stehn bleiben, wie sie vor Jahrtausenden bei den Asiaten stehn geblieben sind. Das andre Band ist die Religion. Die

christliche Dogmatik wurzelt in der griechischen Philosophie. Wie lebhaft aber die religiösen Probleme unser heutiges Geschlecht bewegen, das beweist nicht allein die Unzahl literarischer Versuche einer Wiederbelebung, Erneuerung oder Fortbildung unsrer Religion, sondern auch der leidenschaftliche Haß, mit dem sie von anderer Seite bekämpft wird. Leidenschaftlicher Haß verrät immer eine heimliche Liebe, und außerdem, daß man den Gegner für stark und mächtig hält. Die griechische Philosophie nun verkörpert sich uns in einem Manne: in Plato.*) In ihm laufen alle Vorübungen des philosophischen Denkens und Forschens zusammen, von ihm gehn die Schulen und die Lehrgebäude aus, und seine Dialoge sind die einzigen philosophischen Schriften des Altertums, die in guter Bearbeitung auch bei uns noch allgemeine Lektüre der Gebildeten werden können. Die Vorlesungen des vor zehn Jahren gestorbenen englischen Ästhetikers Walter Pater über Plato werden erst jetzt bei uns weitem Kreisen bekannt durch die bei Eugen Diederichs erschienene deutsche Ausgabe. Die Übersetzung der Griechischen Studien war am Ende kein dringendes Bedürfnis. Unsrer deutschen Historiker, Archäologen, Mythenforscher, Kunstschriftsteller, zuletzt noch Jakob Burckhardt, haben auf diesem Gebiete so Großes geleistet, daß uns der Engländer, der übrigens die deutschen Autoren fleißig benutzt hat, über Dionysos, Demeter, Persephone, die Anfänge der griechischen Skulptur, das Zeitalter der athletischen Preiskämpfer kaum etwas neues sagen kann. Doch wird jedermann den „verborgnen Hippolytos,“ die Hippolytsage in Novellenform, mit Vergnügen lesen, und in den übrigen Studien sind uns zwei Gedanken aufgefallen, die verbreitet zu werden verdienen: daß Hephästus, der lahme Schmied, als Gemahl der Göttin der Schönheit und Anmut erscheint, weil die Griechen den Aphroditenkult zusammen mit der Kunst der Metallbearbeitung über Cypern von den Phöniziern empfangen haben, und daß der moderne Beschauer griechischer Skulpturen über dem geistigen Gehalt dieser Bildwerke zu leicht vergißt, was für tüchtige Handwerker ihre Schöpfer gewesen sein müssen; das werde um so leichter vergessen, weil ja die modernen Bildhauer nur das Modell anfertigen, das Marmorbild aber mechanisch herstellen lassen; die griechische Skulptur sei nur zu verstehn auf dem bunten Hintergrunde des reichgestaltigen Kunsthandwerks, von dem uns ja glücklicher-

*) Walter Pater, Plato und der Platonismus. Aus dem Englischen übertragen von Hans Hecht. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs, 1904. — Walter Pater, Griechische Studien. Übersetzt von Wilh. Kobbe. Ebenfalls bei Eugen Diederichs, 1904. — Platons Ideenlehre. Eine Einführung in den Idealismus von Paul Natorp, ordentl. Professor der Philosophie an der Universität Marburg. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1903. — Platons Phaidros, ins Deutsche übertragen von Rudolf Kaffner. Bei Eugen Diederichs, 1904. Lieft sich sehr angenehm. — Platons Dialoge. Inhaltsdarstellungen I. der Schriften des spätern Alters von Constantin Ritter. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1903. Der Verfasser behandelt die Dialoge: Parmenides, Sophistes, Politikos, Philebos, Timaios, Kritias und sagt von ihnen im Vorwort: „Im Original sind sie schwer zu lesen; auch Übersetzungen sind nicht leicht verständlich und dazu kaum genießbar. Deshalb zweifle ich nicht, daß der Versuch Anklang finden wird, den ich hier gemacht habe: nämlich mit Umgehung aller Schwierigkeiten und unnötigen Umständlichkeiten des Ausdrucks nur die Gedanken festzuhalten und sie in scharfer Fassung so klar als möglich wiederzugeben.“ Als weitere Hilfsmittel zum Verständnis sind kurze Übersichten und ein sehr ausführliches Register beigelegt.

weise genug Proben erhalten sind. Können wir also den Griechischen Studien keinen besonders hohen Wert beimessen, so müssen wir dafür die Vorlesungen über Plato desto mehr loben und empfehlen. Sie bieten ein so lebensvolles, überzeugendes Bild des großen Denkers, seiner Persönlichkeit und seines Wirkens, daß wir der Versuchung nicht widerstehn können, die Umrisse nachzuzeichnen, obwohl dabei natürlich gerade das Anziehende des Bildes, das ja in der Ausführung liegt, verloren geht.

Plato hat als Jünger seines Meisters begonnen und in seinen Dialogen zunächst dessen mündliche Arbeit schriftlich fortgesetzt. Sokrates hatte bemerkt, daß jedermann sich einbilde, viel zu wissen und alles, was ihm vorkommt, zu verstehen, daß aber dieses vermeintliche Wissen und Verstehn die Prüfung nicht aushalte. Den Spruch des Orakels, das ihn für den weisesten aller lebenden Menschen erklärte, hatte er sich dahin ausgelegt, daß er der einzige sei, der wenigstens dieses eine genau wisse und einsehe, daß er nichts wisse, und unter dem Schein, sich von andern belehren zu lassen, hatte er mit seinem abscheulichen Fragen, das die Selbstgewissen, die Eingebildeten und Hochmütigen wütend machte, die Gutwilligen zur Erkenntnis ihrer eignen Unwissenheit gebracht. Diese Unwissenheit aber, und mehr noch das eingebilddete falsche Wissen, hatte Sokrates für äußerst gefährlich gehalten, weil beides sich auch über das ethische und das politische Gebiet erstreckte, niemand aber tugendhaft sein und dem Staate nützen könne, wenn er keinen klaren und richtigen Begriff von der Tugend und vom Gemeinwohl habe. Die Kunst, methodisch Begriffe zu bilden und richtige Urteile zu fällen, das ist nun das Ergebnis der scheinbar so populären Lehrweise des Sokrates für die Philosophie. Dem Verfahren des gemeinen Mannes, wie wir es heute noch bei allen Ungelehrten wahrnehmen, daß er auf die Frage, was schön sei, eine Anzahl schöner Gegenstände oder Personen aufzählt, stellt er die strenge Definition gegenüber und zeigt, wie man durch Zusammenfassung des mehreren Dingen Gemeinsamen und durch Absonderung des Ungehörigen zum Begriff des Schönen oder einer einzelnen Tugend oder sonstigen Eigenschaft gelangt. Damit ist die Logik begründet, die Plato Dialektik nennt, weil sie Sokrates in Unterredungen geschaffen hat, und weil sie überhaupt nur auf dem Wege der Unterredung, sei diese auch nur eine Zwiesprache des Forschers mit sich selbst, gewonnen werden kann. Die Form des Dialogs ist darum den Untersuchungen Platons wesentlich. Es liegt darin zugleich das Eingeständnis, daß absolut Gewisses, worin alle ohne Ausnahme übereinkommen müssen, abgesehen von der Mathematik und der formalen Logik selbst, auf keinem Gebiete menschlichen Denkens und Forschens erlangt werden könne, und daß man sich beim Suchen nach der Wahrheit jedes Dinges mit einem Annäherungswerte begnügen müsse, wie ihn zwei ehrliche Vertreter entgegengesetzter Richtungen in der Diskussion zu vereinbaren vermögen. Zwischen dem von der Gottheit begeisterten Seher der ältern Zeit, der, was er geschaut hat, wie Pythagoras oder Empedokles, in Versen vorträgt, und dem Schulmeister, der, wie Aristoteles und die Scholastiker, seine Dogmen in Abhandlungen entwickelt und beweist, steht Plato mit der poetischen Prosa seiner Dialoge, und er steht nicht allein zwischen beiden, sondern zugleich über

ihnen, wie der moderne Essayist, der vom dogmatischen Dünkel befreit und zur sokratischen Bescheidenheit auf den Standpunkt des Kritizismus zurückgekehrt, die Unzulänglichkeit der menschlichen Erkenntnis kraft eingesteht, ohne weder auf die Strenge der Methode noch auf das ernstliche Streben nach Wahrheit zu verzichten. Wer die Schwäche der menschlichen Erkenntnis als Vorwand mißbraucht, den Leuten jede beliebige Lüge aufzuschwätzen, da Wahrheit ja doch nicht erreichbar, und alle sogenannte Erkenntnis rein subjektiv sei, der ist im Gegensatz zum ehrlichen Wahrheitsfreunde, zum Philosophen, ein Sophist. Als eine Methode ehrlicher Kritik und Forschung, als Tendenz: Streben nach der Wahrheit, kann der echte Platonismus niemals „System“ oder dogmatische Lehre werden.

Und das ist er auch nicht durch seine Ideenlehre geworden, die man als das ihm allein Eigentümliche und als seine Wesenheit anzusehen pflegt. Sie ist aus einem Zwiespalt in Platons Persönlichkeit entsprungen, der ein Zwiespalt der griechischen Volksseele und vor ihm in getrennten Persönlichkeiten zutage getreten war, ja sich zu einem großen geschichtlichen Gegensatz ausgewachsen hatte. Dem leicht beweglichen jonischen Element (Pater nennt es das asiatische, das entgegengesetzte das europäische, wogegen sich manches einwenden ließe) war das feste, einfache, bestimmte, ernste, dorische gegenübergetreten, dessen Symbol der Gott Apollo ist, und das im spartanischen Staatswesen politische Gestalt gewonnen hatte. Der jonische Geist drängte zur Entfaltung jeder Individualität, zerflatterte in launenhafter Willkür und bunter, prächtiger Ausstattung des Daseins. Damit löste er die alte Sitte, die Tugend, die Familie und den Staat auf. Die Sophistik war die dieser Geistesrichtung gemäße Philosophie; ganz Athen war der große Sophist, das heraklitische: „Alles fließt“ die Seele dieser Philosophie, die nur sich unaufhörlich wandelnde Erscheinungen, nichts Festes, Beständiges: keine absolut gültige Wahrheit, kein unbedingt bindendes Gesetz in der Welt zu sehen vermag. Diesem Geiste der Auflösung traten Sokrates und Plato mit dorischem Sinn entgegen, aber freilich zugleich mit einer Methode, die sich auf den ersten Blick von der sophistischen nicht zu unterscheiden schien, die aber in Wirklichkeit gar kein anderes Ziel hatte, als das ewig Dauernde und Unveränderliche, darum allein Wahre zu suchen. Die Eleaten glaubten es schon gefunden und ergriffen zu haben, dieses Eine, und sie waren von seinem Anblick so geblendet und entzückt, daß ihnen die ganze bunte und veränderliche Welt zum wesenlosen Scheine wurde. Im Paradoxen einander überbietend, leugneten sie die Bewegung, die Veränderung. Diese beiden Richtungen sind bekanntlich bis auf den heutigen Tag die Grundrichtungen des europäischen Geisteslebens geblieben. Heraklitiker sind die Darwinianer, die keine beständigen Arten, nur unaufhörlich sich wandelnde Formen kennen, Eleaten aber sind nicht allein Philosophen wie Spinoza, sondern auch die modernen Physiker, die zwar die Bewegung nicht leugnen, aber sie für einen vorübergehenden Zustand erklären, der dereinst ewiger Erstarrung Platz machen werde. Die Entropie, wie Clausius den Zustand der in der Kälte des Weltalls zur Ruhe gebrachten Energie nennt, strebt einem Maximum zu, auch nach Herbert Spencer. Bei den eleatischen

Philosophen vollends — und von deren Phantasien sind die der spätern Mystiker nicht wesentlich verschieden — nahm das ruhende Eine die Gestalt des von allen wahrnehmbaren Eigenschaften entblößten allgemeinen Seins an, das sich vom Nichts nur noch durch den Namen unterschied. Mit diesem leeren Gespenst konnte sich die vollblütige und lebensfrohe jonische Seele, die neben der dorischen in Plato lebte, nicht zufrieden geben. Wenn Plato seinen Sokrates sich als Virtuosen in der Kunst zu lieben vorstellen läßt, so meint er sich selbst. Er war mit den schärfsten Sinnen und der lebhaftesten Sinnlichkeit begabt. Er nahm die feinsten Schattierungen wahr in Farbe und Gestalt der sichtbaren Dinge wie in dem Rhythmus und der Melodie der Musik und der Sprache. Und er liebte diese bunte Welt der Erscheinungen, die für ihn nicht ein wesenloser Schein, sondern packende, aufregende Wirklichkeit war. Darum personifizierte er die edelsten und höchsten unter den Begriffen, nannte sie Ideen und schuf sich so eine unsterbliche und unveränderliche, aber nicht tote, leere und öde Welt des wahrhaft Seienden; eine Welt göttlich schöner Gestalten, nach deren Muster die unvollkommenen Dinge dieser irdischen Welt geschaffen seien; Gestalten, die wir selbst in unserm frühern Dasein geschaut hätten, sodaß uns die dunkle Erinnerung daran in den Stand setze, ihren Abglanz auf den irdischen Nachbildern zu erkennen und damit das Wesenhafte dieser irdischen Dinge zu erfassen. So sei denn die Erkenntnis der Begriffe, die das Wesen der Dinge bezeichnen, nur ein Erinnern, eine Besinnung auf unser eignes eigentliches Leben, das wir schon einmal, vor diesem irdischen Schattendasein, gelebt hätten und dereinst wieder leben würden. Und in den Gestalten der edlern unter seinen Zeitgenossen und Freunden, die er uns in seinen Dialogen vorführt, sah und liebte er die irdische Verkörperung seiner Ideen.

Aber durch die Freude an dieser durch seine Phantasie verdoppelten bunten Welt ließ er sich von dem ernstern Ziele, das ihm seine dorische Seele steckte, nicht abbringen. Rettung Griechenlands durch die Vereinfachung des Denkens und des Lebens und durch strenge Zucht nach dem Vorbilde Spartas war dieses Ziel. Das Gute, die Gerechtigkeit, ist ihm im Staat wie in der Seele die richtige Ordnung, die Harmonie, die Einfügung jedes Teils an der Stelle, an die er gehört, und die treue Ausübung der ihm zukommenden Verrichtung. So sollen in der Seele die niedern Triebe der Vernunft, im Staate die verschiedenen Stände den Vertretern der Vernunft, den Philosophen dienen und gehorchen. Es ist nach ihm nicht wahr, daß jeder Mensch zu allem Möglichen befähigt sei. Die Menschen sind verschieden geboren. Jeder ist für eine bestimmte Verrichtung, zum Regieren oder zum Kämpfen oder zur Mathematik oder Musik oder zum Pflügen oder zum Schustern bestimmt; dazu ist er auch befähigt, dafür muß er erzogen werden, und an seinem Plage muß er bleiben. Wenn aber Plato die Philosophen zu Königen machen will, so geschieht das nicht darum, weil sie die Weisesten sind, als solche das Staatswesen weise einrichten und auch Weisheit verbreiten werden, sondern weil sie die einzigen sind, die in ihrer Philosophie ein höheres Gut besitzen, als das Königtum eins ist, und die darum dieses nicht begehren. Wenn solche herrschen, denen die

Herrschaft persönliche Vorteile bringt, dann wird sie für den persönlichen Vorteil des Inhabers ausgebeutet werden und außerdem noch ein Zankapfel von Konkurrenten sein. Der Weise opfert sich, indem er die Herrschaft übernimmt, um der Strafe zu entgehn, die Folge der Weigerung sein würde, und die darin bestehn würde, daß er sich selbst von einem Unfähigen und Unwürdigen regieren lassen müßte.

Am stärksten tritt die dorische Strenge Platos in seinem Erziehungsideal hervor. Er, der, wie seine Dialoge beweisen, die packendsten Tragödien und Komödien hätte schreiben können, verbannt um der Jugend willen die größten Dichter aus seinem Staate. Wir lassen, da die Sache aktuelle Bedeutung hat, ihn selbst in Paters freier Umschreibung sprechen. Weil der Trieb zur Nachahmung unwiderstehlich und die Vereinfachung der Menschennatur der ausgesprochen Zweck unsrer idealen Stadtgründung ist, so wird unsre Musik, Kunst und Poesie einen strengen Charakter tragen; wir werden eine leidenschaftlich ästhetische Gemeinde, zugleich aber auch leidenschaftliche Asketen sein. Die Seelen der Menschen sind sozusagen die Geschöpfe der Gesicht- und der Gehörseindrücke, die sie empfangen. Was nun die Kunstwerke anlangt, so ist es weniger der Gegenstand, der Eindruck macht, zum Beispiel die Fabel eines Bühnenstücks, als die Form und ihre Eigenschaften: Knappheit, Einfachheit, Rhythmus, oder ihr Gegenteil: Weitschweifigkeit, Buntheit, Mißklang. Diese ästhetischen Eigenschaften verwandeln sich in der Seele des Zuschauers oder Hörers in moralische; sie bilden seinen moralischen Geschmack, seinen Charakter. Da nun die jungen Leute zu tauglichen Mitgliedern unsers Gemeinwesens erzogen werden sollen, sodaß dereinst jeder die ihm zufallende Berrichtung so gewissenhaft ausübt wie der Sänger oder der Musiker in einem Chor, so muß unsre Kunst den Charakter der Entsamung, der Selbstbeschränkung tragen. So wenig Abwechslung wie nur möglich muß unser Grundsatz sein. Ausgeschlossen muß vor allem alles Wüste und Regellose bleiben. Keine freie Wiedergabe tierischer Laute, mechanischer Geräusche in der Musik, keine Darstellung, die, wie gewisse Spiegel, alles verkehrt oder verzerrt zeigt, keine Nachahmung des rohen Treibens und der schmutzigen Berrichtungen der untern Klassen! Unsrer königliche Jugend darf so etwas nicht einmal denken. Unsrer Jugend darf nicht singen, wie der Vogel singt. Eine große Klasse von Künstlern, Musikern und von Dichtern muß aus unsern Mauern verbannt werden; mag sie zu unsern Feinden gehn und deren Brunnen vergiften! Nicht weil sie schlechte, sondern weil sie sehr gute Künstler sind und durch die verführerische Wirkung ihrer Kunstwerke die Jugend verlocken und die Disziplin auflösen würden, die die eigentliche Kunst unsers Staates ist, müssen sie weg. Angenommen, ein Poet fände zu uns seinen Weg, den sein Genius befähigte, alle möglichen Gestalten anzunehmen und seine Zuhörer mit zu verwandeln in alle möglichen Personen und die verschiedensten Stimmungen in ihnen zu erzeugen, dann würden wir ihm als einem heiligen, wunderbaren, freudebringenden Wesen gewiß die höchsten Ehren erweisen, aber bleiben dürfte er nicht. Wir würden sein Haupt salben und krönen und ihn weggeleiten, uns aber mit einem strengern und weniger anmutigen Poeten begnügen. Derselben strengen Aufsicht sind aber auch alle

andern Arbeiter zu unterwerfen. Da alle Formlosigkeit, Maßlosigkeit, jeder Mangel an Rhythmus und Harmonie die Äußerung einer ungeordneten Seele ist, so müssen die Handwerker verhindert werden, ihren etwaigen schlechten Charakter ihren Werken aufzuprägen und dadurch diesen schlechten Charakter zu verbreiten. Sind sie nicht imstande, gut zu bilden und zu bauen, so muß man ihnen die Ausübung ihrer Kunst verbieten, damit unsre Wächter (Soldaten) nicht unvermerkt, während sie vor den Abbildern des Lasters groß werden, wie auf einer schlechten Weide bald hier bald dort ein Giftkräutlein zu sich nehmen, bis die Masse des Gifts ihre Seelen überwältigt. Ist es nicht vielmehr unsre Pflicht, nach solchen Künstlern Umschau zu halten, denen es gegeben ist, kraft ihrer eignen angeborenen Vortrefflichkeit die Natur des Schönen und Geziemenden zu ergründen, auf daß unsre Jugend wie in einem heilbringenden Orte leben und von allen Seiten nur Gutes empfangen möge, ein gesunder Luftzug sie umwehe, und daß sie so, ohne es selbst zu merken, von Kindheit an zur Ähnlichkeit, Freundschaft und Übereinstimmung mit der schönen Vernunft herangebildet werde?

Vater findet, daß nicht allein die dorische Kunst, sondern auch der gotische Baustil den Anforderungen Platons entspreche, wie denn überhaupt der Lakonismus und Platons Idealstaat ein mönchisches Gepräge trügen. Er läßt einen Jünger Platons, der das Ideal des Meisters verkörpert schauen möchte, nach Sparta pilgern und entrollt ein anmutiges Bild der Landschaft, der Architektur und des spartanischen Lebens, ein Bild, das uns glauben machen möchte, die Spartaner seien, die Heloten nicht ausgenommen, sogar glücklich gewesen. Auf die Äußerung, die Athenäus verzeichnet: über die Todesverachtung der Spartaner brauche man sich nicht zu wundern, denn jeder Vernünftige werde lieber zehntausendmal sterben, als bei ihrer Kost leben, ist zwar nichts zu geben, denn der das sagt, ist ein Sybarit. Beachtenswerter wäre schon, daß in der großen Rede des Perikles das spartanische Leben als hart charakterisiert wird, und daß Plato selbst in der *Politie* den Adimantus sagen läßt, Sokrates mache die Bürger seines Idealstaats nicht eben sehr glücklich. Entscheidend aber ist, daß nicht allein Platons Reformbestrebungen für Athen und Griechenland zu spät kamen, sondern daß auch Sparta rasch verfiel, der Dorismus also für sich allein als erhaltende Kraft nicht genügt hat. Was gefehlt haben oder in der Konstruktion des kleinen Staates verfehlt gewesen sein mag, soll hier nicht untersucht werden. Trotz dem lakonischen Grundirrtum, der mit dem platonischen so ziemlich zusammenfällt, behalten die oben skizzierten Erziehungsgrundsätze Platons und seine Ansicht von dem Einflusse der Kunst auf den Charakter ihren unvergänglichen Wert.

Von den geistreichen Essays des Engländers unterscheidet sich das Werk Natorps nicht bloß als eine streng wissenschaftliche Untersuchung der Form nach, sondern auch in den Ergebnissen. Er will den Leser in das Zentrum der platonischen Gedankenwelt: die Lehre von den Ideen, versetzen und handelt fast ausschließlich von Platons Dialektik. „Am meisten möchte diese Begrenzung unsrer Aufgabe gegen solche der Verteidigung bedürfen, die überhaupt nicht dies oder jenes, sondern alles in allem: die volle Persönlichkeit Platons wie

in einem eindrucksvollen Monument vor sich hingestellt sehen möchten, statt daß dieses Buch nur Sache und immer wieder Sache bringt. Aber nur aus der Sache und nur aus dem Zentrum der Sache ist das Verständnis einer Persönlichkeit wie die Platos zu gewinnen.“ Und zwar hat er dabei den Zweck vor Augen, das Verständnis des Idealismus, das unserm Zeitalter so gut wie abhanden gekommen sei, diesem wieder zu erringen.

Er zeigt nun in der Zergliederung der einzelnen chronologisch angeordneten Dialoge, wie sich Platos Dialektik entwickelt habe. In einigen Hauptpunkten trifft er mit der herkömmlichen Auffassung zusammen. Nur läßt er bei der Definition des Guten schärfer hervortreten, daß die Harmonie, die richtige Ordnung, in der es besteht, Gesetzmäßigkeit ist; ästhetisch angesehen ist diese gesetzliche Ordnung das Schöne, als Lebensbedingung, als Erhalterin ist sie das Gute, und zugleich ermöglicht sie die Erkenntnis und wird dadurch zum Wahren. Nur durch die Begriffsbildung erkennen wir die Gegenstände, und die Grundbegriffe, die wir, zwar durch die Tätigkeit der Sinne angeregt, aber nicht durch die Sinne, sondern unabhängig von ihnen bilden, das sind die Ideen, die Ordnerinnen des Wahrgenommenen, die Werkzeuge der Erkenntnis. „Das Gesetz des Logischen ist früher als das Sein, ist über dem Sein nach Plato; das ist das A b c des Idealismus,“ des kritischen Idealismus, den Kant wiederbelebt und vollendet hat. Und — nun kommt das Neue, von der hergebrachten Auffassung Abweichende — es ist nicht wahr, daß Plato jemals außer dieser Bedeutung seinen Ideen noch eine andre gegeben, daß er sie, wie Aristoteles in seiner Polemik gegen den Meister meint, von den Begriffen losgelöst und ihnen ein selbständiges, transzendentes Dasein zugesprochen, die Welt der Wirklichkeiten verdoppelt habe. Freilich sei Plato schon von seinen allerersten Schülern so mißverstanden worden, und er habe dieses Mißverständnis durch seine mythologischen und poetischen Einkleidungen einigermaßen verschuldet. Aber er habe den Irrtum im Parmenides zurückgewiesen und im Sophist seine nicht mit ihm fortgeschrittenen Schüler selbst bekämpft. Plato lehre nirgends die Transzendenz, das Jenseits. Sein Gott sei die im Menschen waltende Vernunft. Was er von einem Schöpfer sage, das sei teils mythische Einkleidung, teils Ironie. Dem Beweise der persönlichen Unsterblichkeit im Phädo messe er selbst keine zwingende Kraft bei, und im Symposion gebe er die persönliche Fortdauer nach dem Tode preis. Die Unsterblichkeit, die er hier lehre, sei die Fortzeugung der Gedanken des Ewigen, und daraus müsse man schließen, daß auch im Phädo mit der Unsterblichkeit nur die Erhebung der Gedanken zum Ewigen gemeint sei. Der Sinn der Liebeslehre des Symposion aber sei: der Gros ist das Verlangen nach dem ewigen Besitz des Schönen, das ja eins ist mit dem Guten. Der erotische Drang geht also auf Unsterblichkeit. Die Unsterblichkeit des Sterblichen aber ist Fortzeugung; durch diese wird die menschliche Natur so unsterblich gemacht, wie sie zu sein vermag, verewigt sie sich. Die vollkommenste Selbstverewigung aber besteht in der philosophischen Erziehung der jüngern Generation.

Wenn wir Natorp recht verstehn, meint er mit seinem Idealismus bloß den erkenntnistheoretischen. So schätzenswert dieser nun auch sein mag, dem

ethischen Idealismus, auf den es uns, und wahrscheinlich auch Natorp, doch hauptsächlich ankommt, dürfte er keine besondern Dienste leisten. Mit der Transzendenz nimmt uns Natorp den halben Plato, und die erkenntnistheoretische Hälfte, die er uns übrig läßt, ist keineswegs mehr als das Ganze. Natürlich denken wir uns unter den transzendenten, verdinglichten Ideen nicht eine Art jenseitiges Wachsfigurenkabinett hübscher Puppen, sondern wie die christlichen Philosophen, die den Plato weitergebildet haben, die Gedanken Gottes, die der Schöpfung zugrunde liegen, und die sich in den vollendeten Menschen-seelen im Jenseits verwirklichen sollen. Aus der Hoffnung auf diese Verwirklichung schöpft der christliche Idealist die Kraft zur unverdrossenen Arbeit daran. Denn daß diese Arbeit jemals im Diesseits zum Ziele führen werde, glauben doch nur die Utopisten. Da die meisten Weisen mit den meisten Unweisen darin übereinstimmen, daß jedes einzelnen Menschen Dasein — ohne die gehoffte jenseitige Ergänzung und Vollendung — unbefriedigend verläuft, so kann auch die Fortzeugung dieses Unbefriedigenden, und daure sie wirklich die ganze Ewigkeit, den Drang des Gros nicht stillen, der darum zwecklos erscheint, als eine Täuschung, die den unglücklichen Sterblichen nur zum Narren macht. Abgesehen von der entschiednen Diesseitigkeitstendenz ist Natorps Werk ein Hilfsmittel ersten Ranges zum Verständnis der platonischen Dialoge; ein ausführliches Namen- und Sachregister erhöht seine Brauchbarkeit.



Die moralischen Wochenschriften

Von J. H. Eckardt

1. Die ältesten deutschen Nachahmungen der englischen moralischen Wochenschriften



In den letzten Jahren ist eine ganze Literatur über diese Zeitschriften erschienen. Meist sind es Schulprogramme oder Festschriften einzelner Gesellschaften, die sich mit dem Thema befassen, manches Neue und Wissenswerte bringen und Licht schaffen in diesem ziemlich unerforschten, für die Geistesentwicklung aber höchst wichtigen Gebiet.

Man hat die Acta Eruditorum des Otto Meinken und „Die Monatsgespräche“ des Thomasius als Vorläufer der Moralischen Wochenschriften bezeichnet, genau genommen sind sie es nicht, es fehlt ihnen das bestimmte große Ziel, das sich die Moralischen Wochenschriften in der Erziehung des Menschen setzen.

In der heutigen Zeit, wo wir mit Zeitungen und Zeitschriften mehr als reichlich gesegnet sind, von denen sich viele auch die „Erziehung des Menschen“ zum Wahlspruch nehmen, dürfte es interessant sein, diese Wochenschriften aufzuzählen und näher zu betrachten; vielleicht gelingt es noch hie und da weitere zu entdecken und dieses und jenes Bruchstück richtig einzuordnen.